

Die Begegnung mit Krankheit und Tod

Autor(en): **[s.n.]**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Das Schweizerische Rote Kreuz**

Band (Jahr): **79 (1970)**

Heft 3

PDF erstellt am: **22.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-974957>

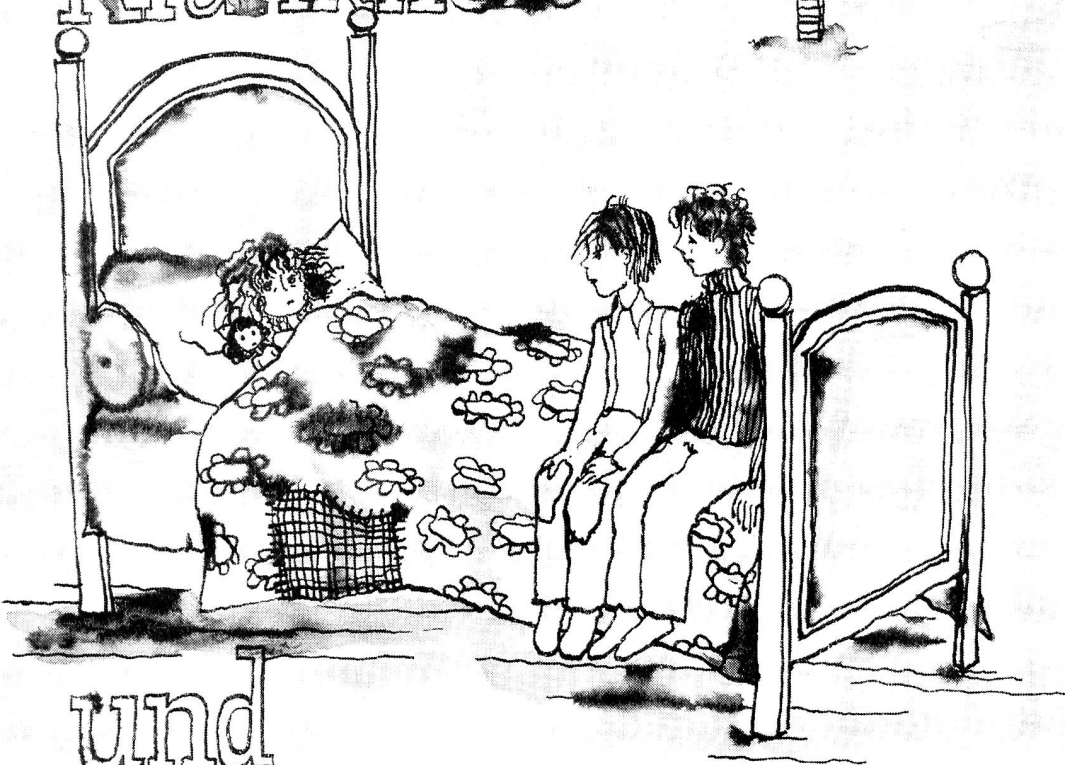
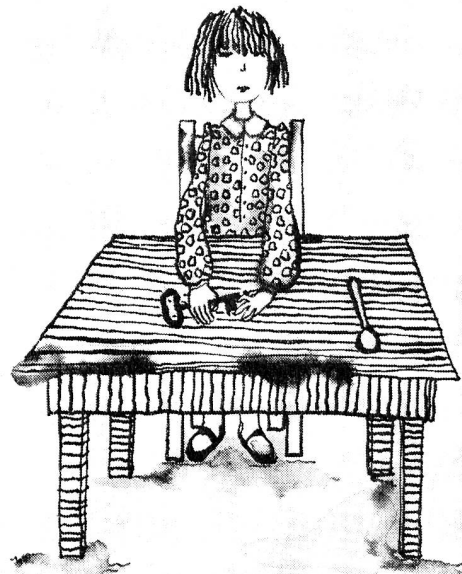
Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern. Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

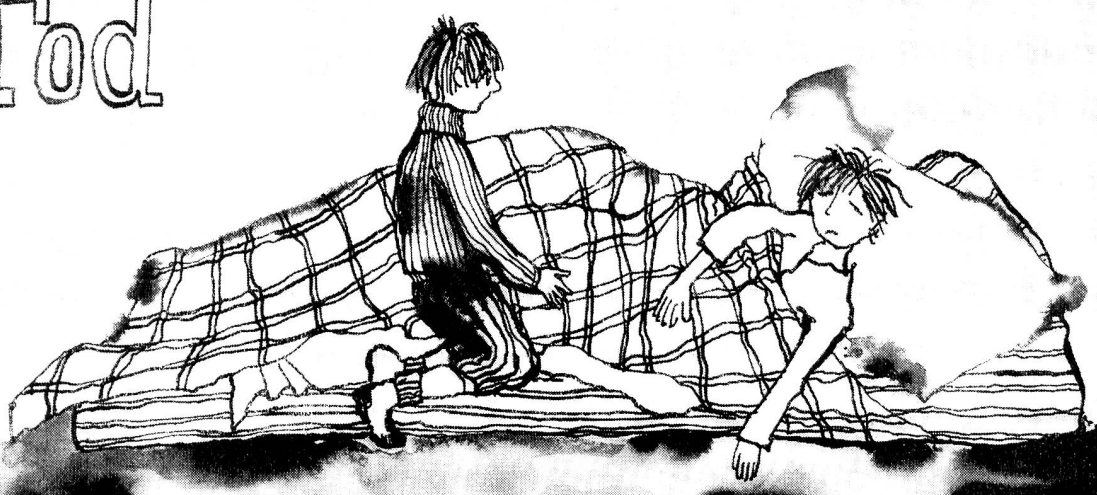
Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Die Begegnung mit Krankheit



und Tod



Zur Erlebniswelt des Kindes gehören auch Krankheit, Behinderung und Tod. Dies im Kinderbuch darzustellen, erheischt eine besondere Begabung des Autors, die weit über das Schriftstellerische hinausreicht. Im Mittelpunkt steht meist das Schicksal eines kranken oder behinderten Kindes, das zwischen Mutlosigkeit und Hoffnung hin und hergerissen wird. Der Autor darf nicht abgleiten in Verzweiflung und Ausweglosigkeit, er darf nicht in aufdringlicher und übertriebener Weise an das Mitleid appellieren. Er muss ehrlich bleiben. Er muss den Kranken und Behinderten als einen Menschen schildern, der sein Los meistert, trotz des Kampfes, der ihm nicht erspart bleibt. Dann wird das Kinderbuch manchem Kind, das sich auf Grund einer Krankheit oder Behinderung als Aussenseiter gestempelt fühlt, eine Hilfe bedeuten. Doch damit ist nur die eine Seite des Problems umrissen. Ebenso wesentlich ist die Haltung, die die Umwelt gegenüber dem Kranken oder Behinderten einnimmt. Da geht es für den Autor letztlich darum, die Menschlichkeit siegen zu lassen: Verständnis und Hilfe muss zum Gebot werden, das sich das Kind aus eigenem Antrieb in seine Seele schreibt. Eine Betrachtung von Olga Meyer, die sich mit der Rolle des Kinderbuches als stillem Miterzieher befasst, bringt einen wesentlichen Gedanken zum Ausdruck. Er gilt zwar für Kinderbücher mancherlei Art, erscheint jedoch gerade an dieser Stelle erwähnenswert:

«Überlegen wir uns, wie ganz ein Kind in einem Buche aufzugehen vermag, sich daran verliert, in sein Geschehen eintritt, ja, sich mit dem Helden eins fühlt. Was diesem geschieht, geschieht dem Leser. Er selber begegnet dem Bösen, dem Verführer, verstrickt sich mit ihm in Schuld, leidet, bangt, kämpft und ist am guten Ende erlöst. Sein Mitgefühl, sein Mut, der Sinn für Gerechtigkeit, Wahrheit, die Liebe, das Herz sind aufgerufen. Er hat mittels des Buches ein Stück Leben durchlebt. Und vergessen wir nie: Kinder sind es, denen solches widerfährt. Suchende, Staunende, Gläubige, Erlebnis- und Lebensdurstige, Unerfahrene. Sie füllen sich mit allem, was im Buche zu haben ist, trinken sich satt, indem sie ein Buch, das ihnen besonders zusagt, wieder und wieder lesen, bis es ein Stück ihrer selbst geworden ist. Soweit kann es kommen . . .»



Chinin ist rar!



Eine sterbende Stadt, eine Stadt voller Flüchtlinge, die hungern und obdachlos sind — das ist Schanghai im Jahre 1941. Eine Gruppe von Buben versucht sich durchzuschlagen. Einst verliefen ihre Tage unbeschwert und in sicheren Bahnen. Heute betteln sie, stehlen sie, auch wenn ihr Anführer immer versucht, die Grundsätze der Menschlichkeit und Anständigkeit aufrechtzuerhalten. Wenn Hunger und Kälte quälen, ist das nicht immer einfach. E. E. Lewis, eine Frau, die China aus eigener Anschauung kennt und mit ihrem Buch «Schanghai 41» den Deutschen Jugendbuchpreis errungen hat, schildert den inneren Kampf zwischen Selbstbehauptung und egoistischem Streben einerseits und mitmenschlichem Fühlen und Hilfe für den Nächsten andererseits. Daraus erwächst die innere Spannung ihres Buches und lässt manches vom Krieg und vom Elend gezeichnete Geschehen in den Hintergrund treten.

Sieben weitere Tage lag Liang im Fieber, hustete im Delirium oder klapperte im Schüttelfrost mit den Zähnen. Es war Schun der Vierte, der sich um ihn kümmerte. Er brachte ihm zu trinken und kühlte sein Gesicht mit einem feuchten Lappen. Eines Abends nach dem Essen sprach Schun Jen an und flüsterte: «Bitte, ein paar Worte draussen.» Sie gingen zusammen hinaus. «Ich muss in die Stadt», kündigte Schun an und fuhr zögernd fort: «Hast du noch etwas von dem letzten guten Tee?» «Eine noch nicht angebrochene Büchse.» «Bitte, kann ich sie haben?» «Die ganze Büchse?» fragte Jen entgeistert. «Mit dem Tee darin?» «Mit dem Tee darin.» «Zu welchem Zweck?» «Das kann ich nicht sagen.» «Du kennst die Regeln — der Tee gehört weder dir noch mir, sondern der Gang, und das Geld, das der Tee bringt, muss uns ernähren.» «Und wenn ich verspreche, bald mehr zu bringen, was dann?»

Jen dachte nach. «Du bist sicher, dass du eine andere Büchse bekommen kannst?»

Mit seiner üblichen Zurückhaltung gab Schun zu: «Ziemlich sicher.»

«Das reicht nicht aus. Sag, was du mit dem Tee vorhast. Wenn es sehr wichtig ist, werden die andern zustimmen, dass du den Tee bekommst», drang Jen in ihn, obgleich er wusste, wie zweifelhaft diese Aussicht war.

Schun zögerte einen Augenblick. Dann sagte er halb zu sich selbst: «Der andere Weg ist länger.» Dann verschwand er ohne ein weiteres Wort in der Dunkelheit. Jen fasste einen raschen Entschluss. Er betrat die Hütte, trug Dschou Pan auf, sich um Liang zu kümmern, und winkte Bä. Als sie dann in aller Eile der Stadt zustrebten, erklärte er Bä kurz seine Absicht. «Der Kleine macht mir Kummer», sagte er.

«Ich weiss», sagte Bä. «Wenn er bloss ein bisschen reden würde. Ich habe ihn seit seiner Ankunft nicht mehr als drei ganze Sätze von sich geben gehört.»

Eine kurze Zeit später sahen sie Schun vor sich. Die Strasse war erleuchtet. Sie sorgten dafür, dass mehrere Fussgänger zwischen ihnen waren und dass sie stets einen Abstand von etwa zwanzig Schritt behielten.

Beinahe eine halbe Stunde verharrte Schun auf seinem Beobachtungsposten. Während dieser Zeit kam nur ein einziger Kunde in die Wechselstube. Das Geschäft war rasch getätigt. Die Zeiten waren vorbei, da man nach Einbruch der Dunkelheit in Schanghai noch viel verdienen konnte. Die Leute mieden die Strasse. Raubüberfälle waren keine Seltenheit.

Kein Passant kam mehr vorbei. Der Geldwechsler hockte in seinem Gitterkäfig und gähnte vor Langeweile. Er stopfte Tabak in den kleinen Kopf einer langen Rohr- pfeife und fingerte nach einem Fidibus. Dann änderte er seinen Plan, legte die Pfeife auf den Tisch und fing an, die Schubladen abzuschliessen. Kurz darauf bot seine Wechselstube kein anderes Bild mehr als der Nachbar- laden. Schun überquerte die Strasse, er schmiegte sich gegen die eben erst verschlossene Vorderseite und schien auf die Geräusche drinnen zu lauschen.

Aus ihren Verstecken beobachteten Jen und Bä den schmalen Jungen. Es war unmöglich, genau zu erkennen, was er in der Dunkelheit drüben unternahm. Für eine Weile verschwand er ganz aus der Sicht. Dann tauchte er wieder aus der Wechselstube auf, schloss geräuschlos das Gitter, wandte sich um und ging zur Peking-Road hinüber.

Dort hielt er, etwa in der Mitte eines Häuserblocks, vor einer kleinen ausländischen Apotheke mit einem schmalen Nischenfenster, durch das er lange ins Innere spähte. Zitternd vor Angst, zwang er sich endlich, einzutreten. Eine schwache Deckenlampe erhellte den kleinen Ladenraum. Als die Glocke schepperte, stand ein schwächlicher deutscher Jude hinter der Theke auf.

Der alte Mann, ein Flüchtling, der als Arzt in München praktiziert hatte, kam nicht dazu, lange Fragen zu stellen. Schun drängte ihn: «Bitte, ich muss mich sehr beeilen. Mein älterer Bruder hat einen Malaria-Anfall. Habt Ihr etwas von diesem weissen Pulver, das ihm helfen würde?» «Ein bisschen. Chinin ist jetzt rar, die Preise sind hochgeschwollen.»

«Was kostet das Pulver, wenn es ausreichen soll, meinen Bruder zu heilen?»

«Wie lange ist er schon krank?»

«Einen halben Monat im Frühling und jetzt zehn Tage.»

«Diesmal geht es ihm schlechter, wie?»

«Ich nehme an», wickelte Schun aus. Aber die Angst um die verlorene Zeit trieb ihn, und plötzlich hielt er dem Apotheker eine Handvoll Scheine und Münzen unter die Nase. «Reicht das, ja oder nein?» fragte er.

Der Arzt nahm verwundert das Geld und zählte. «Es reicht für mehr als eine Behandlung. Willst du denn so viel kaufen?» fragte er. «Es ist sonst nicht die Art deines Vaters, grosszügig mit Geld umzugehen.»

«Bitte, Sir, nehmt es. Gebt mir das Pulver und erklärt, wie man es anwendet. Ich habe es eilig.»

~~~~~

## *Seid gut zu Kumalik!*

~~~~~

Jene Bücher, in denen ein blindes oder taubstummes Kind im Mittelpunkt steht, sind in der Kinderliteratur zahlreicher, als man glauben möchte. Wir haben die Geschichte zweier Eskimobuben ausgewählt — das Buch trägt den Titel «Tooruk verlässt seinen Bruder nicht» und ist erschienen im Rex-Verlag, Luzern —, weil uns hier die positive Einstellung zur Behinderung besonders gut zum Ausdruck zu kommen scheint. Sie kristallisiert sich auf dem

Hintergrund einer allgemeinen Verachtung heraus. Der taubstumme Kumalik wird für gemeingefährlich gehalten und soll in eine Anstalt eingewiesen werden. «Schickt ihn nicht fort, er ist mein Bruder!» bittet Tooruk. «Kumalik ist nicht verrückt. Und er kann reden — nicht mit dem Mund, doch mit seinem Gesicht und mit den Händen. Im Kopf meines Bruders ist alles in Ordnung. Kein Teufel sitzt in Kumalik. Ihr seid hässlich zu ihm, deshalb ist er wild...» Tooruks Versprechen, den Bruder zu bewachen und ihn keine Minute lang allein zu lassen, bewahrt den taubstummen Buben vor der Einweisung in ein Heim. Dieses Versprechen jedoch legt Tooruk mancherlei Opfer auf. Die Liebe zu seinem Bruder und der zähe Wille, den ungläubigen und betzenden Bewohnern der Eskimosiedlung zu beweisen, dass Kumalik ein Mensch ist, der Achtung verdient, lassen ihn alles geduldig ertragen.

Am nächsten Tag sass Tooruk mit Kumalik auf einem kleinen Hügel und starrte über die leere See. Kinder lachten beim Spiel, und in der Ferne krachte Tomaichuks Gewehr. Ein Kajak, der in der Bucht festgemacht war, schaukelte leicht in der Meeresdünung.

Tooruk hatte die Arme um die Knie gelegt und träumte von Freiheit. Kumalik war ein Gefangener in seiner schweigenden Welt, aber nun war er selbst ebenfalls ein Gefangener, angekettet an die Pflicht, die ihm manchmal unerträglich erschien. Er sehnte sich nach ein wenig Zeit für sich selbst, und wäre es nur eine Stunde.

Kumalik stand auf und schlenderte ein Stück am Strand hinunter, dann kam er zurück, ging weiter bis zum Kaufhaus, setzte sich mit dem Rücken gegen die Mauer und starrte düster vor sich hin. Tooruk sah wieder aufs Wasser hinaus. Solange Kumalik still dort sass, konnte er nichts anstellen.

Eine Möwe glitt dicht über ihn hin. Tooruk beobachtete, wie sie über dem Wasser aufblitzte, sich dann auf den Wellen ausruhte und wie eine Schaumwolke auf- und niedertanzte. Die Wellen plätscherten leise ans Ufer; die Sonne war warm. Tooruk träumte...

Nach einer Weile sah er zum Kaufhaus hinüber. Kumalik war fort. Eilig sprang er auf die Füsse und lief den Pfad hinauf. Kumaliks Fussstapfen waren in der weichen Erde deutlich zu erkennen. Sie führten vom Kaufhaus zu ihrem Iglu, doch nicht hinein, sondern an die eine Seite, hörten auf und führten dann zurück, geradewegs zum Fluss hinunter. War Kumalik mit irgendeinem verbotenen Gegenstand losgezogen?

Spielplatz misstraut der dreizehnjährige Michel den Menschen. Er glaubt, dass sie sich an Bamse rächen werden. Darum wächst in ihm der Gedanke, mit dem Bruder zu fliehen. Fort. Michel will seinen Bruder schützen und vor dem Zorn der Mitmenschen bewahren. Doch die Flucht mit dem kranken und behinderten Bruder gestaltet sich äusserst schwierig. Als die beiden Buben in einer Berghütte Unterschlupf finden, scheint es, dass Bamse fiebert...

«Ich hab ganz vergessen, dass du geschlafen hast. Geht's dir besser?»

Nein, es ging ihm gar nicht gut.

Erschrocken fuhr er zusammen. Seine Augen sahen so merkwürdig aus, so gross und starr — wie Puppenaugen. Ich fühlte seine Backen an. Sie waren so rot wie Preiselbeeren und glühend heiss, auch die Stirn war sehr warm.

«Bamse, du hast ja Fieber!» Hohes Fieber. Er war also nicht nur müde und mitgenommen von der anstrengenden Tour.

«Willst du dich hinlegen? Richtig schön ins Bett?»

Er kroch auf dem Stuhl in sich zusammen und machte den Nacken steif, als könne er sich dadurch schützen. Dabei flüsterte er etwas Unverständliches.

Ich holte inzwischen noch mehr Bettzeug vom Bodenkaminwinkel über dem Hinterzimmer. Laken waren nicht da, aber ich legte eine dünne Wolldecke auf die Matratze. Als ich gerade Kopfkissen und Decke auf dem unteren Bett zurechtgelegt hatte, kam ein Schrei aus der Kaminecke, laut und langgezogen, fast wie das Gebrüll einer Kuh.

Ich lief zu ihm hinüber und legte meinen Arm um seine Schultern. Er hatte sich tief in den Sessel verkrochen und schob irgend etwas mit den Händen fort.

«Nimm'n weg!» rief er mehrmals.

«Jaja, ich tu's schon! So!» Ich schlug mit der Hand in die Luft und stöhnte dabei ein wenig. «Nun ist er weg, Bamse! Fort und verschwunden!

Komm, Bamse, leg dich hin! Im Bett schläft man schön!»

«Ja, danke», sagte er so brav und so richtig, dass ich tatsächlich erschrak.

Seine Finger fühlten sich so warm an wie heisse Würstchen. Seine Knie knickten ein. Ich musste ihn auf meinen Rücken legen und schleppte ihn ein Stückchen weiter.

Einen Augenblick blieben wir am Tisch stehen, dann ging's über die Schwelle. Pause. Zum Bett! Halt!

Ich sank auf die Decke, und er selbst legte das Gesicht auf die Matratze. Nun wusste er wohl, dass er im Bett lag. Es dauerte eine Weile und erforderte viel Rücken und Schieben, bis der schwere, bewegungslose Körper richtig lag und Strickjacke und Hose ausgezogen waren. Ich stopfte die Decke um ihn herum fest. «Nun musst du gut schlafen! Lach mich mal an! Lach doch Ellik an!» Immer hatte er mich «Ellik» genannt, und dabei soll es auch bleiben.

Bamse zitterte so heftig, dass die ganze Kojе wackelte. Als ich seinen Hemdausschnitt wieder zuknöpfte, fuhr er zusammen. Meine Finger mussten sich auf seiner Haut wie Eiszapfen anfühlen.

«Nun sollst du Grütze haben!»

Sie war übergekocht und hatte die Flamme erstickt. Das Gas strömte in den kleinen Raum. Viel hätte nicht gefehlt, und ich hätte uns auch noch vergiftet.

Ich musste sofort lüften und Durchzug machen, denn von Vater wusste ich, dass ein Streichholz genügt, um eine ganze Hütte in die Luft zu jagen, wenn Gas austritt.

Inzwischen musste ich natürlich etwas Wasser auf die Suppe schütten, denn sie hatte sich in einen steifen Brei verwandelt. Während ich hin- und herlief, stöhnte Bamse immerzu. Er schien Schmerzen zu haben, aber wo? Was tat ihm weh? «Hast du Kopfschmerzen, Bamse? Oder ist es der Hals, der Magen, der Rücken?» Schier zum Verzweifeln war, dass er nichts sagen konnte. Plötzlich erinnerte ich mich an Frau Bredens Worte «Bamse kann schwerkrank werden, wenn er die Masern bekommt.» Sie mochte wohl nicht aussprechen, dass er daran sterben könnte.

Aber eigentlich hatte ich die ganze Zeit über selber gewusst, dass alles, was ich tat, unbesonnen war. Es konnte vollkommen schiefgehen.

Meine Hand zitterte so, dass ich zuviel Zucker in die Grütze streute. Aber ich füllte noch eine halbe Kelle mit Wasser nach, um das Ganze abzukühlen.

Bamse war nun ein wenig klarer. Er sagte: «Ellik!», als ich mit der Tasse hereinkam. Ich war froh! Vielleicht wurde doch noch alles gut mit uns!

Er bekam noch ein Kissen als Nackenstütze und ein zweites dazu. Man kann so schlecht trinken, wenn man flach auf dem Rücken liegt.

Welch einen Durst er hatte! Das war etwas anderes als vorhin mit dem Essen! Er kleckerte ein wenig, aber er trank alles aus.

«Gleich gibt's noch mehr! Ich hole dir noch ein Tasse voll. Dann wirst du auch wieder gesund. Geht's dir jetzt besser, Bamse?»

Die nächste Portion war dürftig, aber glücklicherweise war das Glas mit den Haferflocken im Schrank noch halb voll.

«Ich koche nachher noch mehr für dich.»

Aber als ich vorsichtig mit Tasse und Lampe balancierend hereinkam, konnte er den Kopf nicht mehr heben. Er lag flach auf dem Rücken, die Augen hatte er halb geschlossen, den Mund offen. «Suppe! Hier ist deine Suppe!» Drei Hände hätte ich haben sollen, zwei zum Aufrichten und Stützen und eine zum Einflößen der Suppe. Schlürfen, Stöhnen. Nein, die Flüssigkeit lief ihm nur wieder aus dem Mundwinkel heraus. Zwecklos! Ich griff nach einem Frottiertuch und trocknete seinen Hals. Plötzlich schlief er ein.

Leise schlich ich mich in die Küche hinaus, um noch mehr Suppe zu kochen. Ueber Nacht würden wir noch viele Tassen brauchen. Die Nacht! Ach, besser nicht daran denken! Hier die ganze Nacht bei dem kranken Bamse wachen! Schon jetzt war es finster, und ich brauchte eigentlich in jedem Raum eine Lampe, um mich zurechtzufinden.

Wirklich fein hast du das gemacht, Michel! Hast Bamse auf einen öden Berg geschleppt, meilenweit von aller Hilfe entfernt! War das Verantwortung? Das hier war jedenfalls kein sportlicher Erfolg, auf den man stolz sein durfte.

Als die Suppe fertig war, ging ich von Fenster zu Fenster. Aber ebensogut hätte ich in den Suppentopf starren können. Auch draussen war nichts zu sehen als eine Suppe aus schwärzlich braunem Wasser. Nirgendwo entdeckte ich ein Zeichen von Leben. Aufgeregt lehnte ich die Stirn an die Fensterscheibe. Es hämmerte und klopfte in meinem Kopf, nicht so schnell wie Bamses Herz, schwerfälliger.

Wie er sich in der Koje herumwälzte! Er war nicht richtig wach, aber er strampelte und wühlte und wollte seine Decke loswerden. Glutrot war er und noch heisser, aber Schweisstropfen sah ich nicht.

Die Decke war nass. Natürlich, klitschnass alles unter der Decke. Das ist nichts Seltenes bei ihm. Zu Hause geschieht es manchmal, selbst wenn er gesund ist. Aber da liegt auch eine Gummidecke unter seinem Laken. Hätte ich doch nur daran gedacht, etwas auf die Matratze zu legen, zum Beispiel den Regenumhang, der an der Wand hing!

Nun musste ich die nasse Decke unter ihm fortziehen und seine nassen Sachen gegen trockene umtauschen. Aber er jammerte und stöhnte schon, sobald ich ihm näherkam.

«Tut's dir da weh? Ich muss dich umziehen!»

Er schlug wild um sich, während ich mich abquälte. Die Matratze konnte ich nicht auswechseln. Deswegen holte ich einen Stapel Zeitungen aus der Holzkiste und schob ihm jedesmal, wenn er sich bewegte, Papier unter. Sobald ich versuchte, ihn zu schieben oder herumzurollen, protestierte er.

Eine trockene Decke und eine weitere zum Unterlegen aus der oberen Koje wickelte ich um ihn. «Aber was ziehst du nun an? Du kannst doch nicht nackt liegen!» Schnell zum Kamin! Das Feuer war am Erlöschen. Sein eigenes Hemd war inzwischen trocken, auch sein Unterzeug.

Im Vorbeilaufen legte ich zwei Klötze nach und gab der Glut einen Puff mit dem Blasebalg. Sofort züngelte die Flamme wieder hoch. Ein schönes, schummeriges Kaminstündchen war das gerade nicht, aber ich wollte doch lieber aufpassen, dass es hier drinnen nicht zu kalt wurde.

Im Hinterzimmer schien auch ein Blasebalg zu pusten, allerdings kürzer und schneller. Bamse war atemloser als gestern bei unserem steilsten Aufstieg.

Noch sah ich keinen Ausschlag an seinem Körper. Aber er krümmte sich und stöhnte, als ich ihm das Hemd überzog.

Hätte ich ihm doch nur etwas Warmes ins Bett legen können! Vielleicht sollte ich's machen wie Grossmutter, wenn sie kalte Füsse hat: Wasser kochen und in eine Wärmeflasche füllen. Aber auf halbem Wege blieb ich wie erstarrt stehen. Das Geheul, das durch die Hütte drang, klang ganz anders als alles zuvor. Bamses Körper bäumte sich auf, spannte sich zu einer Brücke. Er wurde ganz weiss.

Das aus Norwegen kommende Buch von Babbis Friis «Bamse soll nicht fort» (Verlag Sauerländer, Aarau) erscheint uns als eines der wertvollsten und positivsten Bücher, in deren Mittelpunkt ein behindertes Kind steht. Es weckt die rechte Einstellung zu Krankheit und Behinderung und bleibt trotz aller Anteilnahme bei einer nüchternen Darstellung, die manches Vorurteil beiseite räumt. Wie viel kann eine solche Lektüre jungen Menschen und insbesondere auch Kindern helfen, einem behinderten Klassenkameraden mit Freundschaft, Verständnis und Hilfe zu begegnen!

Licht in Lauras Dunkel

Am 21. Dezember des Jahres 1829 kam in New Hampshire ein kleines Mädchen namens Laura Bridgman zur Welt. Laura schien sich wie ein normales Kind zu entwickeln, bis sie im Alter von zwei Jahren an Scharlach erkrankte. Monatelang musste sie das Bett hüten, so schwach war sie. Erst nach und nach stellte sich heraus, dass Laura einen Schaden für ihr ganzes Leben davongetragen hatte: Sie war blind, taub und stumm, und ausserdem war ihr Geruchsinn schwer geschädigt. Wäre nicht Tenney, jener etwas eigenartige Nachbar, gewesen, der sich des kleinen Mädchens annahm und es behutsam lehrte, durch Abtasten seine Umwelt kennenzulernen, so wäre Lauras Leben freudlos verlaufen! Durch Zufall erfährt einige Jahre später der Leiter einer Blindenschule von dem Kind Laura Bridgman. Nach langen Beratungen willigen Lauras Eltern ein, ihr Töchterchen in die Blindenschule zu geben. Die Fortschritte, die das Mädchen dort macht, erregen überall Aufsehen. Durch einen Bericht, den Charles Dickens über die Begegnung mit Laura Bridgman schreibt, erfährt die Mutter der damals sechsjährigen taubstummen und blinden Helen Keller von den Bildungsmöglichkeiten, die sich für derart benachteiligte Kinder bieten. . . . Als Beispiel des Sieges über Krankheit und Behinderung hätte sich noch manches Buch anführen lassen, das zugleich die Forderung einer rechten Einstellung der Mitmenschen erhebt. Wir haben die Geschichte Lauras ausgewählt (Edith Fisher-Hunter: «Kind der schweigenden Nacht», erschienen im Rex-Verlag, Luzern), weil hier auf sehr eindrückliche Weise geschildert wird, wie durch Verständnis, Geduld und Sachkenntnis einem behinderten Kind geholfen werden kann.

Der grosse Augenblick war gekommen. In der ersten Stunde sass Laura an einem Tisch Dr. Howe gegenüber, neben ihr befand sich Fräulein Drew, die Lauras Lehrerin werden sollte.

Dr. Howe hatte verschiedene Gegenstände auf den Tisch vor sich hingelegt. Da lag ein grosser Schlüssel, eine Gabel, ein Löffel, ein Messer, ein Buch, da standen eine Tasse und weitere Dinge, von denen er wusste, dass sie Laura bekannt waren.

Zuerst legte Dr. Howe den Schlüssel in Lauras Hand. Es war ein sehr grosser Schlüssel. Sie bewegte ihn hin und her und betastete ihn. Sie wusste sofort, was es war. Der

Schlüssel zu Hause, mit dem sie ihre Schätze im Schrank versperrt hatte, ähnelte diesem sehr — nur etwas war anders. Ihre empfindsamen Finger hielten im Tasten inne: auf diesem hier war etwas darauf.

Dr. Howe hatte einen Papierstreifen am Schlüssel befestigt. Auf dem Streifen war das Wort «Schlüssel» in einer erhabenen, in das Papier gedruckten Schrift angebracht, wie man sie damals an den Blindenschulen verwendete. Das Braille-System, das heutzutage üblich ist, gab es damals noch nicht. Dr. Howe führte Lauras Finger mehrere Male über die erhabenen Buchstabenlinien. Natürlich hatte sie keine Ahnung, was diese Linien bedeuteten. Dann nahm er den Schlüssel wieder an sich und drückte ihr einen Löffel in die Hand. Sie nahm ihn, befühlte ihn und erkannte sofort die grosse Aehnlichkeit mit dem Löffel, den sie zu Hause beim Tischdecken benützte. Wieder gab es jedoch einen gewissen Unterschied. Dr. Howe hatte am Löffelgriff einen Streifen mit den Buchstaben «Löffel» in erhabener Schrift angebracht. Er lenkte ihre Finger mehrere Male sorgsam über diese Buchstaben hin.

Nun nahm der Doktor den Löffel weg und gab Laura wieder den Schlüssel in die Hand. Wieder legte er ihre Finger auf den am Schlüssel angebrachten Streifen. Dann wiederholte er dasselbe nochmals mit dem Löffel. Er wollte Laura darauf aufmerksam machen, dass die Linien auf dem Schlüsselschild und die Linien auf dem Löffelschild so verschieden voneinander waren wie Schlüssel und Löffel selbst.

Irgendwo, dachte Laura, habe ich solche Linien schon bemerkt. Aber wo? Waren sie auf dem Teller, den Onkel Asa mir geschenkt hat?

Nun versuchte der Doktor etwas ganz anderes. Er legte Schlüssel und Löffel beiseite und gab Laura nur ein Stück Papier, auf dem sich einige erhabene Buchstaben befanden. Es waren die Buchstaben für «Schlüssel». Dann nahm er Lauras Hand und führte sie wieder zum Schlüsselschild.

Der Ausdruck auf Lauras Gesicht zeigte ihm, dass sie die Gleichheit der Buchstaben auf Papier und Schild erkannt hatte.

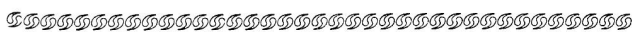
*

Einige Wörter machten Laura grosse Schwierigkeiten, weil sie weder Dinge betrafen, die einen Namen hatten, noch solche, die sie fühlen oder die ihr Lehrer ihr zeigen

konnte. Laura musste diese Worte von anderen Leuten, die sie im Gespräch mit ihr benützten, übernehmen. Indem sie die Worte nach dem Grade der Wichtigkeit zusammensetzte, begann Laura, kleine einfache Sätze zu bilden: «Brot gib Laura,» sagte sie, wenn sie ein Stück Brot haben wollte. «Wasser trinkt Laura» bedeutete, dass sie einen Schluck Wasser haben wollte, nicht aber, dass Laura vom Wasser getrunken wird. Es war die Art, wie kleine Kinder mit dem Sprechen beginnen. Hört das Kind aber dann anderen Menschen zu, lernt es nach und nach, seine Sätze so zu bilden, wie die anderen seiner Umgebung es tun. Laura konnte nicht hören, wie die Menschen um sie herum sprachen . . . Sehr bald schon stellte Laura mit Worten Versuche an. Als sie sich eines Tages nicht wohl genug fühlte, um am Unterricht teilzunehmen, sagte sie zu Fräulein Drew: «Ich fühle mich sehr starklos.» Fräulein Drew antwortete ihr, ein solches Wort gäbe es nicht. «Aber», sagte Laura, «wenn ich nicht still sitze, sagst du mir, ich bin ruhelos. Warum kann ich nicht sagen, ich bin starklos, wenn ich mich nicht stark genug fühle?» «Das ist eben kein Wort», erklärte Fräulein Drew geduldig. «Also gut», sagte Laura, «dann bin ich sehr schwachvoll.» Das arme Fräulein Drew musste ihr wieder erklären, dass es ein solches Wort nicht gab. Eines Tages hatte man Laura gebeten, jemandem eine Botschaft zu überbringen und allein zu gehen. Die Lehrerin erklärte ihr, dass «allein» bedeutete, sie persönlich solle gehen. Laura tat das und kam zurück. Eine Weile später wollte sie wieder jemanden aufsuchen. Aber dieses Mal wollte sie eine ihrer blinden Freundinnen mitnehmen. «Laura will gehen allzwei», sagte sie fröhlich. Dieses Wort hatte sie sich ausgedacht. Wenn all-ein bedeutete, ohne Begleitung zu gehen, musste allzwei bedeuten, zu zweit zu gehen.



Kraniche aus Goldpapier



Wer tausend Kraniche aus Goldpapier faltet, tausend Wünsche an die Götter, der wird gesunden. Neunhunderneunzig Kraniche aus

Goldpapier bringt das Mädchen Sadako zustande, dann werden seine Hände müde, schwindet sein Bewusstsein . . . Als am 6. August 1945 die Atombombe auf Hiroshima fiel, starben 86 000 Menschen. Sadako überlebte. Ja, im Gegensatz zu 72 000 schwer verletzten Menschen war sie gesund und wuchs auf, wie ein Kind in einer behüteten und glücklichen Familie eben aufwächst. Erst zehn Jahre nach der Katastrophe erkannte man, dass Sadako strahlenkrank war. Es ging jäh bergab mit ihr. Unter unsäglichen Anstrengungen faltete sie ihre Kraniche aus Goldpapier. Nur zehn fehlten, als der Tod ihr die Arbeit aus den Fingern riss . . . Karl Bruckners Buch «Sadako will leben», erschienen als Trio-Taschenbuch im Verlag Sauerländer, Aarau, ist eine Anklage und bittere Warnung vor dem Atomkrieg. Vielleicht schwingt auch hier und dort zwischen den Zeilen die Bitterkeit über die Amerikaner ob des Abwurfes der Atombombe mit, doch ein Kind liest das Buch anders. Sein Denken und Fühlen kreist um das Mädchen Sadako und das unausweichliche Schicksal.

Die Frühlingssonne verstrahlte sommerliche Wärme. Von Blumenbeeten und blühenden Bäumen im Garten des Krankenhauses nahm ein Windhauch die Düfte mit sich und sättigte die Luft mit ihnen. Vögel sangen, zwitscherten, pfliffen, flöteten. Insekten zogen summend unberechenbare Bahnen: torkelnd manche, wie betrunken, andere im Zickzackflug oder steil aufschliessend, gleich Raketen, zum beglückend türkisblauen Himmel. Alles, was fliegen, hüpfen oder kriechen konnte, schien von übermütiger Lebenslust erfüllt. Nur für die zwei Menschenkinder, die auf einem Balkon des Krankenhauses lagen, war dieser Frühlingstag ohne Glanz und Freude. Es waren ein Junge und ein Mädchen. Der Junge hiess Shigetomo. Das Mädchen wurde Sadako gerufen. Beide waren vierzehn Jahre alt. Die Krankenschwestern hatten die Betten der beiden eng nebeneinander gestellt. Nachdem die Kinder einander begrüsst hatten, schauten sie, müde geworden, in gleicher Blickrichtung nach den grünen Hügeln, die ihr Gesichtsfeld begrenzten.

«Wie geht es dir, Shigetomo?»
 «Gut. Ich habe keine Schmerzen heute. Ich werde bald aufstehen können und spazierengehen dürfen, haben die Aerzte gesagt. Aber ich glaube es nicht. Ich kann meine Beine nicht mehr bewegen. Und wie geht es dir, Sadako?»
 «Auch gut. Ich habe gestern abend den neunhundertsten Kranich fertiggemacht.»
 «Neunhundert Kraniche hast du schon?» fragte Shigetomo mit teilnahmslos eintöniger Stimme. «Ich habe vierhundertundfünf fertig. Seit drei Tagen kann ich keinen neuen mehr machen. Ich habe kein Gefühl in

den Händen. Doktor Ikeda sagt, das kommt von den Injektionen. Die machen mich so schwach.»

«Ich bekomme keine Injektionen, weil ich keine Schmerzen habe. Vielleicht werde ich wirklich bald aufstehen dürfen. Was meinst du, Shigetomo?»

«Ja, das wirst du sicher können. Du schon — du hast neunhundert Kraniche. Du kannst froh sein. Noch hundert dazu machen dich gesund.»

Zum zweitenmal wandte ihm Sadako ihr Gesicht zu. «Du musst dich zusammenehmen und wieder anfangen, Papier zu falten. Sag dir recht oft vor — ich will tausend Kraniche fertigbringen. Dann wirst du es können. Bestimmt!» Shigetomos Blicke stiegen langsam zum Himmel auf. «Ich bin viel mehr krank als du. Seit zwei Jahren liege ich immer im Bett. Das Gift der Atombombe steckt in meinem Körper. Man hat mir immer wieder das Blut von Gesunden in die Adern gespritzt. Es hat aber nichts genützt, weil auch das Mark in meinen Knochen vergiftet ist. Die Aerzte lügen, wenn sie sagen, es würde mir bald besser gehen. Ich weiss schon längst, warum sie so reden. Sie wollen nicht haben, dass ich Angst bekomme.»

Sadakos Augen trübten sich. «Meinst du, dass sie auch mich belügen?»

«Nein, dich nicht, Sadako. Und sogar wenn sie dich belügen, brauchst du dich nicht zu fürchten. Denk daran — es fehlen dir nur noch hundert Kraniche.»

Sadako dachte eine Weile nach, bevor sie erwiderte: «Das hat Doktor Ikeda auch gesagt. Aber Doktor Owens war vorgestern abend böse auf mich. Er hat mir die Schere und das Papier weggenommen, weil er nicht haben will, dass ich mich so anstrenge.»

«Mach dir nichts daraus, wenn er schimpft. Er meint es gut. Er denkt bloss anders als wir, weil er ein Amerikaner ist.»

«Was denkt er anders? Ist er weniger gescheit?»

«Nein, das meine ich nicht. Unsere Kraniche sind es, die ihn ärgern. Er glaubt, sie wären nur gefaltetes Goldpapier. Wir aber wissen, dass jeder Kranich ein Wunsch von uns ist.»

«Ich kann ihn trotzdem gut leiden. Er streichelt mich manchmal. Einmal hat er mich auf die Stirn geküsst und gesagt: Kleines Fräulein Sadakko ist serr lieb.» Sie lächelte in Erinnerung an die lustige Aussprache des amerikanischen Doktors. Dann sagte sie zu Shigetomo: «Er spricht so komisch. Es muss sehr schwer für einen Amerikaner sein, Japanisch zu lernen. Glaubst du, dass es für uns auch so schwer ist, Englisch reden zu lernen?»

Shigetomo hatte die Augen geschlossen. Er flüsterte: «Als ich noch in der Schule war — haben wir angefangen zu lernen. Ich kann auf englisch sagen: Ich bin dein Freund. Oder: Gehen wir spazieren?»

«Sag es, Shigetomo! Bitte, sag es», drängte Sadako.

Seine Lippen zuckten qualvoll: «I am your friend. — Let's go for a walk!»

«Oh, das klingt so seltsam wie ein Geheimnis», wispelte Sadako.

«Es ist auch ein Geheimnis. Ich möchte gerne — einmal — noch spaziergehen. Mit dir — am Meer.»

Sadako gab lange keine Antwort. Sie schien noch immer den Worten zu lauschen, die wie gehaucht zu ihr herübergeweht waren. Sie zog die Fingerspitzen streichelnd über ihr Gesicht, das jetzt für sie das Antlitz Shigetomos war. Sie vermeinte, seine blutleeren Lippen zu berühren, seine Wangen, seine sanft geschwungenen Brauen und die Augen. Sie fühlte Tränen an diesen Augen, und es waren nicht ihre Tränen, sondern jene des Jungen. Sie wischte darüber. Der liebe kranke Freund durfte nicht weinen. Er muss gesund werden, sonst kann sie nicht mit ihm spaziergehen, keine Muscheln am Meeresstrand mit ihm suchen, keine flachen Steine übers Wasser flitzen lassen, nicht mit nackten Füßen heranrollende Wellen verspritzen.

«Nicht traurig sein, Shigetomo», flüsterte sie in die Luft. «Wir werden bestimmt einmal miteinander am Meer spaziergehen. Ich freue mich darauf... hörst du mich, Shigetomo?»

«Ja, ja — ich hab's gehört. Ich bin — sehr — froh», tönte es vom Bett des schwer atmenden Shigetomo herüber.

An diesem Frühlingstag starb der Vierzehnjährige in seinem Krankenzimmer. In dem leisen Luftzug, der durchs offene Fenster kam, schaukelten, an Schnüren über dem Bett aufgehängt, vierhundertfünf Kraniche aus Papier. Es sah aus, als wollten sie fortfliegen und würden nur durch die fesselnden Schnüre daran gehindert.

Wenn ich krank bin

Das Mädchen Elisabeth kommt ins Krankenhaus. Eine Blinddarmentzündung macht eine Operation notwendig. Voll Angst und doch vermischt mit ein wenig Neugier kreisen die Gedanken der kleinen Patientin um das Geschehen im Spital. Bis in alle Einzelheiten möchte Elisabeth wissen, was die Aerzte und Schwestern

mit ihr anstellen. «Elisabeth wird gesund», erschienen im Ex-Libris-Verlag, Zürich, will mehr sein als ein beschauliches Bilderbuch, es will den Kindern die Angst vor dem unbekanntem Geschehen im Spital nehmen, es will ihnen eine ehrliche und auf keine Frage hin ausweichende Antwort geben. Diesem Anliegen dient nicht nur die von dem Kinderpsychiater Dr. Alfons Weber in einfachen Worten erzählte Geschichte, das spiegelt sich auch in den liebevoll und warbeitsgetreu gemalten Bildern von Jacqueline Blass, die in zarten Farben gehalten sind. Wem erchiene da nicht die Forderung des Verfassers gerechtfertigt, der in seinem Vorwort sagt: «Alle Kinder sollten Elisabeths Geschichte kennen, etwa so, wie sie das Märchen vom Rotkäppchen kennen . . .»

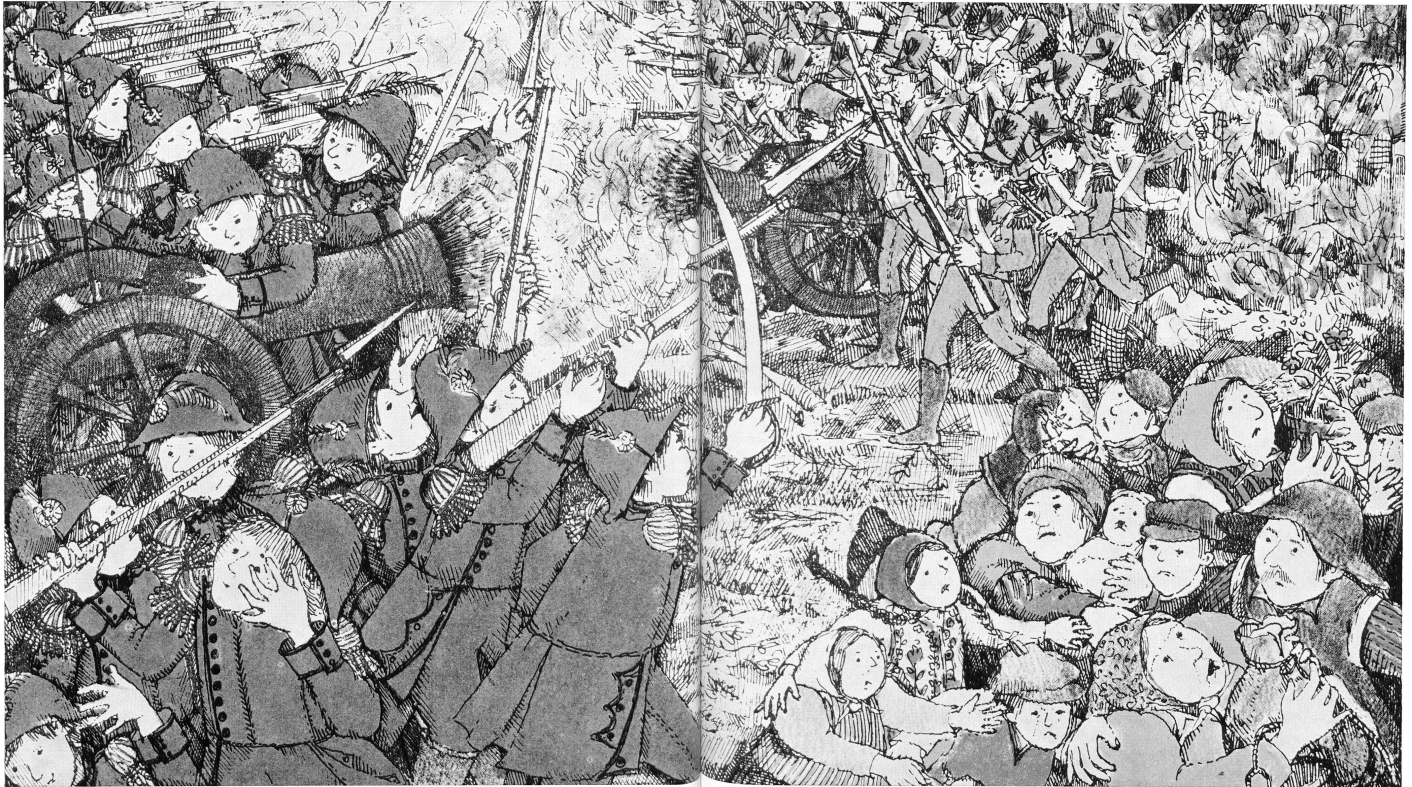


Wenn der Krieg wütet . . .

Die Kunst des Bilderbuchmachens ist schwer. Darum darf man das Bilderbuch ohne zu übertrieben als die schwierigste und anspruchsvollste Buchgattung bezeichnen. Manchmal drängt sich die Frage auf, an wen sich das Bilderbuch wendet, an den Erwachsenen oder an das Kind. Der Inhalt erscheint hier und dort zu tiefgründig und problematisch, als dass er einem Kind auf Anhieb zugänglich sein könnte. Das Bilderbuch von Anita Lobel «Kartoffeln hier, Kartoffeln da» (Sauerländer-Verlag, Aarau) behandelt auf eigenwillige, doch zugleich bestreickende Weise ein Thema, das in erster Linie die Erwachsenen bewegt. Es ist ein Buch, das vom Krieg erzählt und für den Frieden wirbt. Inmitten eines Tales zwischen zwei gegeneinander im Krieg stehenden Ländern im Osten und im Westen lebt eine Frau, die mit Kampf

und Zerstörung nichts zu tun haben will. Sie bestellt ihr Feld und pflanzt Kartoffeln. Eines Tages sind ihre Söhne herangewachsen. Er drängt sie, in den Krieg zu ziehen. Der eine geht nach Osten, der andere nach Westen. Sie führen die Armeen an, sie kämpfen gegeneinander, bis sie eines Tages, als der Krieg bereits alles zerstört hat, erkennen, dass es gescheiter ist, in Frieden zu leben und das Kartoffelfeld zu bestellen. Soweit die Geschichte, die in einer schlichten Sprache erzählt wird, ganz aus dem Geschehen lebt. Die Bilder, in blauer und roter Farbe gehalten, machen zusammen mit der überaus sorgfältigen Gestaltung die Schönheit des Buches aus. An Bilderbüchern und ihrer Kindertümlichkeit scheiden sich oftmals die Geister der Fachleute, die sich für das gute Bilderbuch

einsetzen. So blieb es unvermeidlich, dass «Kartoffeln hier, Kartoffeln da» ebenso grosse Zustimmung wie Ablehnung fand. Doch ist die Kindertümlichkeit nicht der einzige Massstab für die Güte eines Bilderbuches. Sieht man einmal von den allseits unbestrittenen Anforderungen ab, die sich auf Illustration, Sprache und Gestaltung beziehen, so darf man gewiss nicht ausser acht lassen, dass das Kind des Erwachsenen als Vermittler bedarf, damit sich ihm die ganze Fülle des Gehotenen erschliesst. Für einen Erwachsenen, dem das eindrückliche Buch vom Krieg und vom Frieden gefällt — und wer fähig sich durch die aussagekräftigen Bilder, die niemals ins Brutale und Grausame abgleiten, nicht angesprochen? —, wird es nicht schwerhalten, einem Kind das Buch nabzubringen.





Wenn ich Gutes tue . . .



Der Aussenseiter, der Benachteiligte, der um die Achtung der anderen ringt — dieses Thema scheint alle Bilderbücher des eigenwilligen und doch hervorragenden Bilderbuchkünstlers Leo Lionni zu beherrschen. «Tico und die goldenen Flügel» (Middelhaue-

Verlag, Köln) beist die Geschichte eines kleinen Vogels, der ohne Flügel auf die Welt kam. Eines Tages durfte sich Tico etwas wünschen. Er wünschte sich goldene Flügel, so wie er es sich schon lange erträumt hatte. Tico bekam seine goldenen Flügel. Er war glücklich und flog weit hinein in den Tag. Ueberall in der Welt begegnete er armen Menschen. Aus Mitleid schenkte er ihnen Federn aus seinen Flügeln, bis er eines Tages keine einzige goldene Feder mehr besass. Doch ein Wunder geschah: Tico hatte auf einmal schwarze Flügel, genau wie die anderen Vögel . . . Grossflächig und stilisiert sind die Bilder dieser Geschichte, die wie ein wundersames Märchen einen tiefen Sinn trägt und den Kindern die Botschaft der Nächstenliebe nabebringt.



Ihr Antlitz loderte von einer eigentümlichen Röte, das blonde Haar lag wirr über das Kissen ausgebreitet; sie erkannte niemanden; neben ihr befand sich die unglückselige Puppe mit rosa Backen und dummen, glänzenden Augen.

Ich teilte Walek meine Befürchtungen mit, und wir beschlossen, dass die Puppe unbedingt zurückgebracht werden müsse, um so mehr, als Marusja doch nichts davon merken würde. Doch wir hatten uns geirrt! Sowie ich ihr die Puppe aus den Armen genommen hatte, öffnete sie die Augen, schaute mit trübem Blick vor sich hin, als ob sie meiner nicht gewahr würde. Und plötzlich weinte sie leise, doch zugleich unendlich jämmerlich. In dem abgezehrten Gesicht, unter der Glut der Fiebertäume, zeichnete sich flugs ein solch tiefer Kummer ab, dass ich sofort die Puppe auf ihren Platz zurücklegte. Das Mädchen lächelte, drückte die Puppe an sich und beruhigte sich. Ich hatte begriffen, dass ich beinahe meine kleine Freundin der ersten und letzten Freude ihres kurzen Daseins beraubt hätte . . .

Ist es die Angst vor dem Zorn des Vaters, oder möchte Wasja seine gute Tat verheimlichen? Lieber lässt er sich von seinem Vater beschimpfen und verprügeln, als dass er sagt, er habe die Puppe seiner Schwester, das letzte Geschenk der verstorbenen Mutter, einem sterbenden Bettelkind geliebt, um ihm eine letzte Freude zu bereiten.

Doch alles fügt sich zum Guten. Marusjas Vater kommt und bringt die Puppe zurück. Marusja ist gestorben und braucht nun keine Puppe mehr. Wasjas Vater aber scheint zu erkennen, was in seinem Buben vorgegangen ist, dass es die fehlende Liebe war, die ihn von dabeim forttrieb. Wasja darf noch einmal zurrückgehen zu seinen Freunden in das dumpfe Kellergewölbe und von Marusja Abschied nehmen.

In dem Gewölbe, in einem dunklen Winkel, auf einem Bänkchen lag Marusja. Das Wort «Tod» besitzt für das kindliche Ohr noch nicht die volle Bedeutung, und erst jetzt, beim Anblick des leblosen Körpers, schnürten mir bittere Tränen die Kehle zusammen. Meine kleine Freundin lag ernst und traurig, mit gramvoll langgestrecktem Gesichtchen. Die geschlossenen Augen waren leicht eingefallen und von Bläue noch schärfer umschattet. Das Mündchen hatte sich mit dem Ausdruck kindlicher Schwermut ein wenig geöffnet. Marusja schien mit diesem Grimässchen auf unsere Tränen zu antworten . . .



Im Dienste des Behinderten



In diesem Jahr kann «Pro Infirmis» auf ihr fünfzigjähriges Bestehen zurückblicken. Das Problem der Behinderten betrifft uns alle, gleichgültig ob gesund oder krank. Es geht um eine materielle Hilfe an die Behinderten, um praktische Ratschläge, finanzielle Unterstützung für jene, die Not leiden. Ebenso wesentlich ist jedoch das Geben und Nehmen, das vom Behinderten zum Gesunden und umgekehrt das Leben beherrschen soll, wenn wir in uns das Bewusstsein einer Gesellschaft tragen, die auch die Kranken, Armen und Alten als dazugehörig empfindet. In diesem Sinne ist auch mancher Beitrag unserer Zeitschrift zu verstehen. Dürfen wir da nicht zu Recht behaupten, sie sei nicht nur dem Kinderbuch, sondern zugleich auch der Menschlichkeit gewidmet, die letztlich auch das Anliegen von Pro Infirmis ist.

In diesem Zusammenhang sei noch auf eine besonders hübsche Idee hingewiesen, in der Hoffnung, dass sie sich hier und dort den Weg in die Wirklichkeit bahnen möge: Ein Anliegen des diesjährigen Kinderbuchtages war und ist es, nicht nur in Worten das Augenmerk auf das kranke und behinderte Kind zu lenken, sondern darüber hinaus mittels Kinderbüchern ein Stückchen Welt ins Krankenzimmer und in die Heime zu bringen. Wieviele Kinder gibt es, die tagaus, tagein irgendwo in ihren engen vier Wänden leben müssen, weil ihre Krankheit oder Behinderung keine grossen Bewegungsmöglichkeiten zulässt! Kann hier nicht das Kinder- und Jugendbuch einen Ersatz bieten und von Ländern und Menschen erzählen, die das kranke Kind sonst niemals kennenlernen würde? In Deutschland hat man bereits einen Schritt in diese Richtung gewagt, und zwar mit der Aktion «Das fröhliche Krankenzimmer», bei der es darum geht, geeignete Bücher für kranke und behinderte Kinder zusammenzustellen.